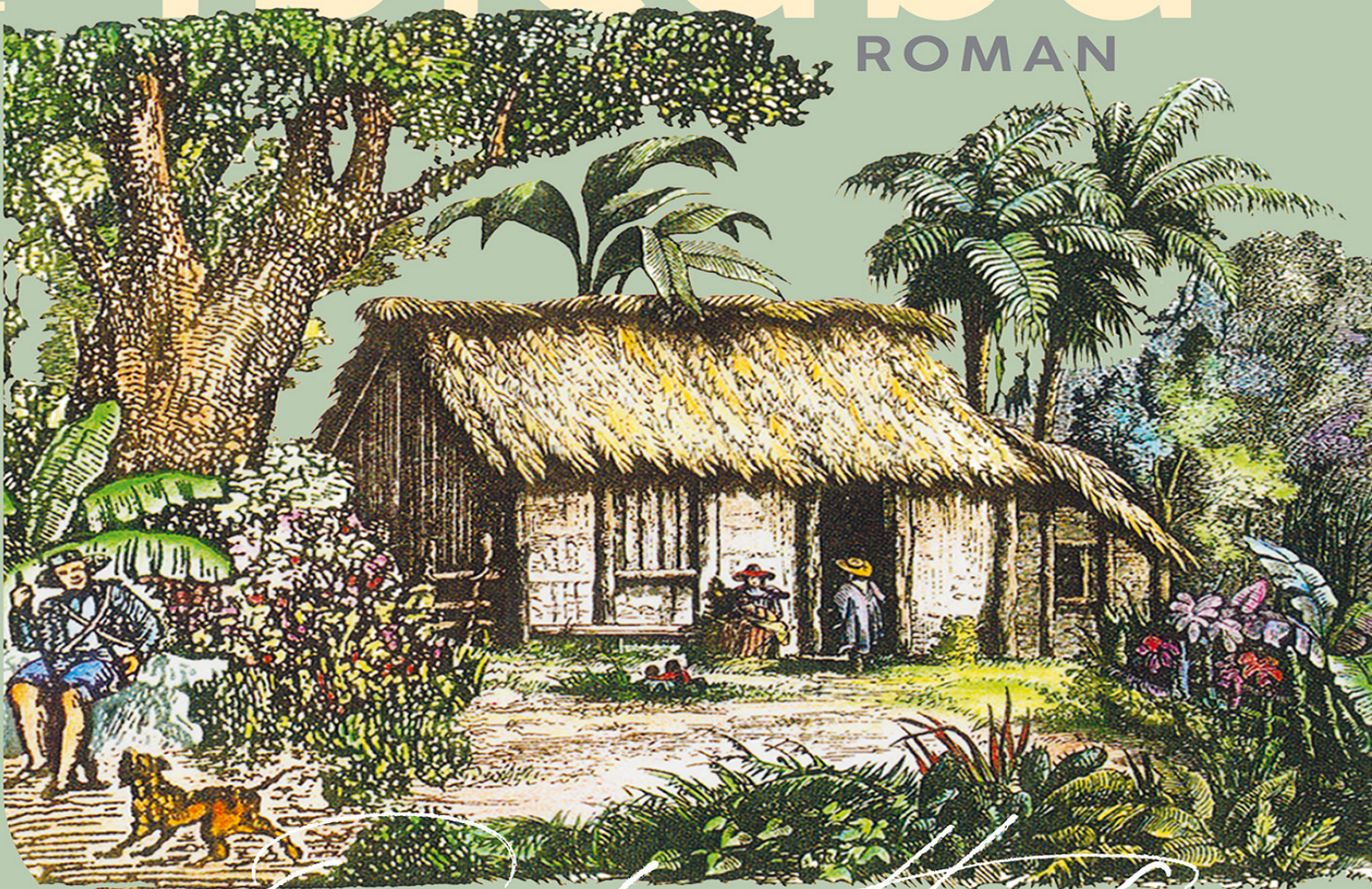


Eveline Hasler

Ibicaba

ROMAN

Das Paradies in den Köpfen



Eveline Hasler

NAGEL UND KIMCHE

Zum Buch:

Im Hungerjahr 1855, als die Kartoffeln im Boden verfaulen und die einheimische Textilindustrie unter dem Druck der englischen Konkurrenz leidet, wandert eine Gruppe von 265 Menschen gemeinsam nach Brasilien aus. Aus Zürich, dem Aargau, Graubünden und dem Glarnerland brechen sie auf, um im vermeintlichen Paradies eine neue Heimat zu finden. Aufrüttelnd und spannend erzählt der Roman ein Stück unbekannter Auswanderungsgeschichte. Er beruht auf geschichtlichen Dokumenten, einem alten Wachstuchheft, das Eveline Hasler fand. Bildhaft bis ins Detail berichtet Hasler von Hunger und Elend, die nur wenige Generationen zurückliegen, aber auch von Utopien, die diesen Menschen Kraft gaben.

Zur Autorin:

Eveline Hasler (geb. 1933 in Glarus) ist eine Schweizer Schriftstellerin. Sie studierte Psychologie und Geschichte an der Universität Freiburg und in Paris. Anschließend war sie als Lehrerin tätig. Sie verfasste Kinder- und Jugendbücher, Lyrik und erzählerische Werke für Erwachsene. 1994 erhielt sie für ihr literarisches Gesamtwerk den Droste-Preis. Ihre Bücher sind bisher in zwölf Sprachen übersetzt worden. Eveline Hasler ist Mitglied des Vereins Autorinnen und Autoren der Schweiz und des Deutschschweizer PEN-Zentrums. Ihr Vorlass befindet sich im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern. Die Autorin lebt in Ronco sopra Ascona (Kanton Tessin).

Eveline Hasler

Ibicaba

Das Paradies in den Köpfen

Roman

NAGEL UND KIMCHE

Ungekürzte, durchgesehene Ausgabe bei
NAGEL UND KIMCHE
© 1985 Nagel & Kimche AG, Zürich
© für diese Ausgabe 2025
NAGEL UND KIMCHE
in der Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Covergestaltung von wilhelm typo grafisch
Satz und E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 9783312013890
www.nagel-kimche.ch

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation
zum Training generativer Technologien der künstlichen
Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten. Die Rechte der
Urheberin und des Verlags bleiben davon unberührt.*

*Ich wacht' und ich träumte von der kühnen Fahrt auf
der Zukunft Ozean!*

Klopstock

Dieser Traum, Barbara, von der Veredelung des Menschen. Schau dir diese Fracht an, eine Arche Noah der Elenden: Ausgezehrte, von der Maschine Kaputtgemachte, Waisen, Witwen, Kranke. Ein Blödsinniger aus Matt, zwei Blinde aus dem Kanton Aargau, ein Lahmer aus dem Zürcher Oberland.

Säuglinge, viel zu viele Säuglinge und Kleinkinder. Immer sind die Bedürftigsten beladen mit einem Überfluss an Nachkommen. Warum? Wo die Natur bedroht ist, will sie sich, bevor sie eingeht, noch die Art erhalten. Bäume schlagen in Angsttrieben aus, bevor sie absterben. Der Fisch stösst seinen Laich aus, wenn der Angelhaken in seinem Schlund sitzt. Der ausgehungerte Mensch ist fruchtbar. Masslos ... Davatz blickte auf die junge Frau, die, mit einer Flickarbeit im Schoss, ihm gegenüber sass.

Er erwartete, dass sie etwas sagte, aber sie hielt den Kopf gebeugt, benetzte das Ende des Fadens mit den Lippen. Das rötlich blonde Haar im Nacken kräuselte sich.

Anna Barbara Simmen. Sie war vor einiger Zeit seine Schülerin gewesen in Fideris. Schon damals hatte ihn ihre Schweigsamkeit herausgefordert. Ihr dunkler Blick. Die breite, hinter dem Haarvorhang verdeckte Stirn. Er hatte sie manchmal angestarrt, als gäbe es an ihr etwas zu entdecken, ein weisser Fleck auf der Erdkarte, die an einer Holzrolle im Hintergrund der Schulstube hing; oft stand der Lehrer davor, die Hände auf dem Rücken verschränkt, mit versunkenem Blick.

Damals war Barbara eine Repetierschülerin von dreizehn gewesen, er ein Fünfundzwanzigjähriger, verlobt mit der

Katharina Auer.

Durch die Glastüre im Hintergrund sah er die Matrosen hin- und herlaufen, er hörte das Knattern der Segel, das Girren der Seile. Das Schiff schwankte, und eine graue Fläche stieg zwischen den Masten auf.

Dieses Dahingleiten. Mal schneller, mal langsamer. Wie der Wind in die Segel griff. Sie der Zukunft entgegentrieb.

Noch lag sein Notizbuch offen vor ihm, in das er eingetragen hatte:

»Seit dem Beginn der Seereise am 17. April 1855: 48 Breitengrade durchsegelt in 22 Tagen, meist mit günstigem Nordost-Passatwind.«

Doch jetzt, auf dem siebten Grad nördlicher Breite, näherten sie sich den Kalmen, den berüchtigten Zonen der Windstille. Wochenlang konnte die Reise sich noch hinziehen bis Santos.

Vom Zwischendeck herauf drang Stimmengeschwirr. Die Türe des Steuermannstübchens wurde aufgerissen, die Füllung aus Milchglas klirrte: Vetter Lehrer ...

Davatz starrte auf eine seiner Cousinen aus Fideris, ein hageres, vierzehnjähriges Mädchen mit struppigem schwarzem Haar. Über eine ihrer Wangen lief eine schmierige Spur, die knochigen Schultern zuckten.

Die Giger Anni, die vom Nachbarbett, hat meinen Schiffszwieback gegessen. Schon gestern hat sie meine Ration verschwinden lassen, obwohl sie sagt, sie könne den Zwieback nicht kauen, mit ihrem einzigen heilen Zahn! Sie hat auch dem Speich Alois in der Nacht die Schiffsbox aufgemacht und eine Speckseite herausgestohlen.

Davatz unterbrach den Redefluss mit einem zornigen: Genug!

Das Mädchen verstummte, blickte ihn ängstlich an. Wie oft muss ich dir sagen, Madlen, dass ich meine Ruhe will?

Vormittags wenigstens. Im Stübchen des Steuermanns. Weshalb habe ich denn das Vorrecht, hier zu sitzen? Du weisst es doch?

Sie blickte auf ihre blossen Füsse, schnupfte:

Ihr müsst etwas aufschreiben, Vetter Lehrer ...

Du weisst es also. Aufzeichnungen, ja. Auf Wunsch der Gemeinden Fanas, Schiers, Klosters, Fideris, Gräsch, Davos. Eine Beschreibung unserer Reise, zuhanden und zur Instruktion zukünftiger Auswanderer. Notizen, adressiert an den löblichen Kleinen Rat des Kantons Graubünden.

Er zeigte auf sein Wachstuchheft, das aufgeschlagen zwischen ihnen lag, eine leere Doppelseite, gierig auf Zahlen, Buchstaben. Versprach dann, später, im Lauf des Vormittags, mit Anna Giger zu reden.

Das Mädchen wischte mit dem Fingerknöchel das Feuchte unter der Nase weg, nickte. Verliess dann den Raum, ohne die Türe ganz zuzuziehen.

Ein Luftstoss fuhr herein, wirbelte die Blätter des Wachstuchhefts auf. Davatz ging schimpfend zur Tür. Stündlich könne er Streit schlichten, seufzte er, als er sich wieder setzte. Dabei brauche er seine Ruhe, so ein Bericht sei eine heikle Sache. Darum sei er auch froh, wenn sie ihm zuhöre. Sie, Anna Barbara Simmen, könne notfalls Vergessenes ergänzen. Mit seiner Frau, die seekrank in der Kajüte liege, sei wohl bis Santos nicht mehr zu rechnen ...

Wieder hörte man Schreie, Kinder rannten über das Deck. Weder sein Wachstuchheft noch das Stübchen des Steuermanns vermochten ihn wirklich abzuschirmen.

Jeder war verfilzt mit jedem.

Sie gehörten, ob sie es wollten oder nicht, auf Gedeih und Verderb zusammen: 265 Auswanderer aus den Kantonen Graubünden, Glarus, Zürich, St. Gallen, Aargau, Freiburg ...

Und neun in Hamburg Dazugestossene aus Preussen.

Im Bauch des Walfischs sitzen. Hoffen auf den Tag, an dem man an Land gespuckt wird. Die Anderswelt, Barbara.

Lass diese Leute erst einmal drüben sein. Boden unter den Füßen haben. Ein Dach über dem Kopf. Werkzeuge, Haustiere, Kaffeesträucher. Dinge, die man uns vertraglich zugesichert hat.

Etwas Neues wird in den Leuten aufkeimen, sobald sie befreit sind von der zehrenden Sorge um das Notwendigste.

In diesen Menschen, Vetter Davatz?

Er schaute sie an, sah, wie der Widerspruch ihre Oberlippe kräuselte.

In jedem Menschen steckt etwas Gutes, Barbara. Nur der Weg ist verschüttet, auf dem er gut sein will. Pestalozzis Glauben in die Ärmsten sollten wir haben. Kraft aufbringen für ein neues Stans, ein Ifferten, einen Neuenhof. Das wünsch ich mir. Mehr noch: Zellers Gläubigkeit. Er blickte auf die Meeresfläche, sagte: Du hättest die Kinder sehen sollen in der Rettungsanstalt Beuggen. In der Nähe von Basel steht sie, am Badischen Rheinufer. Wie sie uns gebracht worden sind: verwahrlost, eine wilde Horde. Unter Zellers Händen sind sie zu Menschen geworden.

Sie stichelte stumm an der Hose herum, die dem Heinrich gehörte, seinem Jüngsten.

Wie damals sass sie da, liess seinen Sätzen freien Lauf. Anna Barbara Simmen, hatte er sie in der Schule einmal aufgerufen, warum sagst du nichts?

Ich höre zu und denke, Lehrer Davatz.

Freilich, denken durfte sie. Aber andere Schüler lagen da wie ein offenes Buch. Sie glich einem Wasser, die Oberfläche nah, unter dem Spiegel eine Gegenwelt von Bergen, abgründigen Tälern.

Auf welche Überraschungen konnte man sich da gefasst machen? Sein Verdacht hatte sich bestätigt. Später. Als es passiert war mit dem Kind.

Er blätterte im Wachstuchheft zurück. Ärger zog seine Stirn zusammen. Sie solle, bat er sie, aufmerksam folgende Stelle anhören:

»Den 13. April früh morgens marschierten wir über die lange Rheinbrücke hinüber nach Deutz, um in dem dortigen Bahnhofe die Wagen zu besteigen, die uns in schnellem Fluge nach Hannover, nach Minden, brachten und dort den Dampfswagen überlieferten, mit welchen wir den 14. April, morgens Viertel nach drei Uhr, nach Haaburg, Hamburg gegenüber, kamen. Wie uns unser Herr Agent sagte, hätten wir am vorhergehenden Abende spätestens um 11 Uhr in Haaburg eintreffen und dort ein Nachtessen erhalten sollen; allein bei der wirklich sehr langsamen Fahrt dieses hannoverischen Zuges erreichten wir Haaburg erst am folgenden Morgen, sodass dann aus dem Nachtessen nichts wurde, und wir mit dem in Köln gekauften Proviant von da an bis nach Hamburg, wo wir am 14. April morgens 6 ½ Uhr mit einem Dampfschiffe anlangten, es aushalten mussten ...«

Davatz hielt inne, fragte Barbara, ob es in Hamburg halb sieben oder Viertel vor sieben gewesen sei?

Eher halb sieben, sagte sie, unterdrückte ein Gähnen. Die Tür des Steuermannstübchens wurde nochmals aufgerissen. Margarete wirbelte herein, die zwölfjährige Davatz-Tochter: Der Heinrich ist fort!

Barbara warf das Flickzeug hin, schoss auf.

Du hast doch versprochen, auf die Kinder achtzugeben, schimpfte sie.

Margaretes breites, von dunklen Haarsträhnen umrahmtes Gesicht verzog sich.

Ich habe ja geschaut. Aber dann ist Heinrich plötzlich weg gewesen. Wenn er nur nicht ins Unterdeck gefallen ist wie der Huberbub!

Das jüngste der Huberkinder war auf der steilen Treppe ausgerutscht, ins Unterdeck auf eine Kiste gefallen. Jetzt lag es auf seinem Strohsack, zwischen Leben und Tod. Rosina Marti aus Engi hatte ihm einen Kopfverband gemacht, aber die Wunde nähen konnte sie nicht, und in den Kopf schauen konnte sie auch nicht, ein Schiff mit fast dreihundert Menschen ohne Arzt!

Barbara rennt aus dem Steuermannstübchen über das Deck. Im Nu hat sich ihr Rocksäum mit der Nässe der Planken vollgesogen. Unter dem Vordach der Kombüse stösst sie auf ein paar von den Fanaser Kindern, ihr fünfjähriger Sohn Jakob ist dabei.

Auf ihre Frage nach Heinrich meint Jakob: Vielleicht ganz hinten, bei den Salzfässern. Dort, wo's verboten ist. Schon gestern hat er dorthin gewollt.

Dieser jüngste Davatzspross, drei Jahre alt, verhätschelt von den Schwestern. Seit seine Mutter seekrank in der Kajüte liegt, hält er Barbara oder Margarete in Trab. Zwischen den Fässern, hinter dem Kreuzmast, scheucht Barbara mit ihrem Suchen ein Liebespaar auf, einer der Krätlibuben mit einem Mädchen aus Serneus, beide noch nicht konfirmiert. In der Nähe beugen sich Matrosen über ein Segel.

Habt Ihr ein Kind gesehen? So gross etwa?

Barbara streckt flach die Hand aus, hält sie in Kniehöhe über den Boden.

Sie sucht eine Ratte, grinst einer der Matrosen. Davon gibt es genug, Mamsell. Kommt hinunter in den Schiffsraum, dort, wo es am dunkelsten ist! Ich will Euch eine zeigen! Er wiegt sich in den Hüften, spitzt die Lippen. Barbara, Zornröte in den Wangen, wendet sich ab. Im Weitergehen stolpert sie über einen Eimer, die Lauge schwappt über die Planken.

He, Mamsell!

Sie rappelt sich auf, rafft, um nirgends hängen zu bleiben, den Rock hoch. Der Wind treibt Seifenblasen schräg über das Deck hin, dünnwandig, in den Farben des Regenbogens.

Vor der Küche eine Schlange von Leuten mit Trinkgefässen. Jeden Morgen um neun wird nach der Bettnummer ein Glas Wasser ausgeteilt. Rosina Marti giesst der Gigerin aus Grünsch von der trüben Flüssigkeit ins Glas. Die Gigerin riecht daran.

Die reinste Gülle! Angewidert schüttelt sie den Kopf.

Wir mussten Essig begeben, damit man es trinken kann, sagt Rosina, zuckt die Achseln. Das Wasser wird im Fass von Tag zu Tag trüber. Das soll immer so sein, wenn man in die heissen Zonen kommt, sagt der Kapitän.

Wenn nur das Pökelfleisch nicht so versalzen wäre, das macht einen Mordsdurst, meint der Nächste. Barbara ist sein Gesicht mit den weissen Bartstoppeln von klein auf vertraut. Peter Räs, Schuhmacher von Fanas. Mit seinem Rucksack ist er früher bis nach Fideris gekommen, hat Schuhe zum Flicker eingesammelt. Einer der ältesten Passagiere ist er, an die siebzig.

Ob er den jüngsten Davatz gesehen habe, den Heinrich? Schaut im Zwischendeck nach, rät er. Immer mehr Kinder treiben sich dort herum. Stehlen, was ihnen in die Finger kommt. Bis wir in Brasilien ankommen, sind es Wilde geworden! Dort können sie dann mit den Affen an den Bäumen turnen! Barbara hört noch auf der Treppe zum Zwischendeck sein hüstelndes Lachen.

Das Zwischendeck, ein dumpfer, mit gärenden Gerüchen erfüllter Keller. Durch die Luken fällt spärliches Licht in den vorderen Teil, wo man den ledigen Frauen Schlafplätze angewiesen hat. Der mittlere Teil, wo die Verheirateten liegen, ist dämmriger, der Hintergrund, den ledigen Männern vorbehalten, verschwindet im Dunkel.

Barbara drückt sich an den Schlafgestellen vorbei. Wie Obststeigen sehen sie aus, immer zwei Vierereinheiten übereinander. Die schmalen Gänge sind mit Kisten, Seesäcken verstellt, Barbara klettert über Hindernisse, blickt im Dunkel der Schlafnischen in fiebrige Augen, apathische Gesichter. Jetzt, morgens um halb zehn, halten sich hier nur Kranke auf.

Zwei Arme strecken sich ihr entgegen.

Die Frau Disch aus Haslen. Seit Hamburg liegt sie auf ihrem Strohsack.

Ein andermal, wehrt Barbara ab. Ich suche den Heinrich Davatz.

Den hab ich vorbeirennen sehen, sagt die Bettnachbarin, die ihrem kranken Kind einen Löffel Brei in den Mund schiebt. Auf dem Sack darüber erbricht sich eine alte Frau.

Wo? Wo ist er vorbeigerannt?

Die Frau zeigt mit dem Löffel in den hinteren Teil des Raums.

Zu den Untervazern?

Sie nickt. Dort hinten spielen sie Karten.

Die Dunkelheit dort sieht aus, als würde sie den, der sie betritt, nie mehr loslassen. Sicher, viele ehrliche, freundliche Leute sind in der Gruppe der Untervazer, das muss auch Davatz zugeben, aber sie werden von ihren verwahrlosten Dorfgenossen geplagt. Jenische, sagt Davatz, Kesselflicker. Die Gemeinden haben Vorschüsse bezahlt, um sie loszuwerden. Paravicini, der Agent, hat in Hamburg, wohin er die Auswanderer begleitet hat, erklärt: »Die sind dem Teufel vom Karren gefallen. Ich hätte sie nicht unter Vertrag nehmen sollen.«

Barbara geht schneller, ihr Rock streift die Pritschen. Mit jedem Schritt scheint ihr, die Bettgestelle rückten enger

zusammen. Augen glimmen im Dunkel. Dort drüben auf dem Sack ein Unförmiger, als Barbara vorbeiwischt, teilt er sich in zwei, eine Frau, die sich der Umarmung eines Mannes entwindet. Ihr Rücken schimmert fahl.

Weiter hinten, im Schein einer Öllampe, spielen drei Männer Karten. Sie sitzen auf einem der oberen Gestelle, ihre Beine hängen über den Pritschenrand.

Auf dem untern Strohsack, hinter dem Vorhang aus baumelnden Beinen, hebt einer eine Flasche an den Mund. Jetzt hat er die Frau entdeckt, macht runde Augen, wischt mit der Hand über den Mund: Ein Besuch!

Die Kartenspieler schauen herunter. Barbara, starr vor Schreck, stammelt etwas von dem verlorenen Davatz-Kind.

Da schiebt der Mann auf der unteren Pritsche schnell ein Bein vor, sie fällt hin, spürt Schnapsatem im Nacken, zwei Hände fassen sie um die Taille.

Sie schreit, Männer und Frauen stürzen herbei. Lasst sie los, das kann Ärger geben, zetert einer der Untervazer. Sie gehört zur Davatz-Familie!

Nur eine Angeschlossene, sagt die Frau höhnisch. Der Davatz hat gleich zwei liederliche Frauenzimmer dabei, jede hat ein Uneheliches.

Und spielt die Unschuldige, grinst der Schnapsatmige. Er hat sie losgelassen, Barbara spürt das Knie surren, humpelnd macht sie sich davon, kann noch hören, wie die Frau sagt: die Simmen. Nicht mehr die Jüngste. Ende zwanzig wohl. Wird schauen müssen, wie sie in Brasilien unter die Haube kommt.

Nur fort aus der klebrigen Dunkelheit. Auf dem Deck, unter dem Fockmast, steht sie still, über ihr sitzt ein Matrose auf der Rahe. Da kommt Rosina Marti vom Wasserschöpfen. Seit Barbaras Zeit in Matt sind sie Freundinnen, haben zusammen im Auftrag der Gemeinde die Armensuppe

gekocht. Trotz der Woche auf See sieht Rosina, eine kleine, dralle Person, immer noch rosig aus.

Was ist mit Heinrich?

Nicht gefunden. Barbara reibt das surrende Knie. Und in der Kajüte?

Rosina mit ihrem gesunden Menschenverstand! Nur neun der 265 Passagiere haben Kajütenplätze, Davatz hat vom Agenten drei geschenkt bekommen, wohl als Dank für die fünfzig mitgebrachten Fanaser.

Bequem gelegen sind sie nicht, im hinteren Teil des Schiffs, wo der Seegang empfindlich zu spüren ist. Alles eng, man kann sich kaum drehen, als Barbara hereinkommt, beugt sich Elisabeth Auer gerade über den Spucknapf. Auf der Pritsche daneben sitzt Heinrich rittlings auf seiner Mutter, sitzt einfach da und patscht mit der gepolsterten Hand auf den Bauch, kreischt vor Vergnügen, als er Barbara den Kopf schütteln und den Drohfinger machen sieht.

Plaggeist, stöhnt Katharina Davatz.

Neben ihr sitzt eine der Schwägerinnen aus Fanas, die sich täglich ein paarmal einfinden, um die Seekranke zu trösten.

Mir ist übel, dieser Blutandrang im Kopf, murmelt die Davatz.

Von Blutandrang ist nichts zu sehen. Ihr Gesicht verschwindet blass in den Rüschen der Haube.

Barbara lässt sich erschöpft auf dem Rand der Pritsche nieder. Erst jetzt ist Frau Davatz auf sie aufmerksam geworden. Wir liegen hier, und Ihr müsst Kinder hüten, Wasser holen, flicken, murmelt sie. Das tut mir leid, Ihr seid ja schliesslich nicht unser Dienstmädchen.

Aber eine Angeschlossene. Barbara zuckt die Schultern. Die Schwägerin nickt, lacht trocken: Ja, mitgegangen, mitgefangen!

Am späten Nachmittag standen Rosina Marti und Barbara an der Reling, die Kinder spielten im Hintergrund. Die Sonne legte schräge Lichtbalken über das Wasser, tauchte die Menschen, die auf Deck hin- und hergingen, in rötliches Licht. Am Horizont hatten sich querliegende Bänder von Gewitterwolken aufgetürmt, sie täuschten Berge vor, einen fremden Kontinent.

Du hättest dich nicht an die Davatz-Familie anschliessen sollen, sagte Rosina. Ist dir bewusst, dass nach dem Vertrag jeder für den andern haftet? Angenommen, Davatz, das Familienoberhaupt, stürbe, dann musst du mit deiner Arbeit der Frau helfen, die Kinder durchzubringen und die Schulden, den Reisevorschuss zu zahlen ...

Barbara nickte, betrachtete die Freundin, deren Wangen im Abendlicht wie von innen erwärmt schienen.

Zugegeben, beim Agenten Paravicini habe ich es mit meinem Wunsch, allein zu stehen, leichter gehabt als du. Schliesslich bin ich Witwe, habe fünf zum Teil erwachsene Kinder, gehe auf die fünfzig zu ...

Rosina Marti gehörte zu den wenigen, die immer noch standfest waren auf dem Schiff, seit Hamburg aufrecht, solid, rotbackig, immer bereit, bei der Krankenpflege, in der Küche zu helfen. Nichts schien sie ins Schwanken zu bringen auf ihren kurzen, stämmigen Beinen, weder die Überfahrt noch die Schicksalsschläge, die vorausgegangen waren: der Tod des ersten Mannes von fünf unmündigen Kindern weg, der Tod des zweiten schliesslich, der ihr die Auswanderungspläne, seine Kinder aus erster Ehe überlassen hatte ...

Nicht nur Paravicini, auch Davatz habe ihr beigebracht, dass sie sich anschliessen müsse, erklärte Barbara. Im Schutze seiner Familie fahre sie besser. In Brasilien gelte, wie auch in Europa, eine Alleinstehende als Null, erst wenn man den Wert des Mannes davorstelle, gelange sie zu Ansehen.

Eine ledige Mutter sei vogelfrei! Als Angeschlossene, unter den Fittichen seiner Familie, genieße sie die Behandlung eines ehrbaren Frauenzimmers.

Nachts im Zwischendeck liegt Barbara auf dem ihr zustehenden Viertel des Holzrostes, macht sich, die Hände unter die Brust gelegt, schmal zwischen Jakob, der sich krümmt im Schlaf, und der mit offenem Mund daliegenden Rosina.

Sie hasst die Nachtstunden, wo das Zwischendeck ein Keller ist, die Menschen wie Erdäpfel in ihren Steigen liegen und gärende Gerüche ausströmen, Gedanken, Träume wachsen, Keimlinge, die zaghaft zum Licht tasten ...

Sie hasst, dass es nie still wird, immer das Stöhnen der Schlaflosen in der Luft. Flüsterworte. Tappende Schritte. Das Knarren des Schlafrostes dicht über ihrem Kopf unter den sich wälzenden Körpern von Rosinas halbwüchsigen Kindern.

Sie spürt die schlingernden Bewegungen des Schiffs, stellt sich vor: der Dreimaster, wie er mit seiner Fracht durch das Wasser pflügt.

Die Tücher der Segel füllen sich mit Nachtschwärze. Der Ozean spannt sich.

Auf der Landkarte in der Schulstube des Thomas Davatz war er eine mit blauen Strichen schraffierte Fläche gewesen.

Ihr Finger hatte sich langsam über den Papierozean geschoben, die Augen hatten den Seeweg auszumessen versucht: Hamburg - Santos. Als Schülerin hatte es sie

beeindruckt, dass die Ozeane, wie Lehrer Davatz sagte, die Krümmung der Erdoberfläche mitmachten.

Warum floss das Wasser nicht ab, überflutete das Festland? Auch die Fische schwammen der Krümmung nach, pochten mit ihren Mäulern von unten her sanft an die Oberfläche.

Im Glarnerland hatte Barbara aus Büchern mehr von den Welten unter Wasser erfahren. Mit Peter Ackermann hatte sie die dicken Folianten mit den Kupfern angeschaut, in der Studierstube von Pfarrer Becker in Linthal. Wenn sie sich in die Betrachtung einer der Abbildungen versenkten, ruhte Peters schwärzlicher Finger auf dem Blatt. Es war, als gehöre er mit dem unförmigen Nagel, den Rissen und Kerben voll Maschinenfett und Druckerfarbe zu den Kuriositäten der Unterwasserwelt: ein Bestandteil der Korallenriffe, wie die Purpurschnecken, die Quallen.

Manchmal, beim Wenden der Seiten, blieb das Zwischenblatt kleben, dann beugte sich Peter zu dem Kupfer, blies in das Seidenpapier. Unter seinen Atemstößen belebten sich die Seepferde, Seesterne, Planktonschwärme. Muscheln gingen auf, bewegten Flimmerhaare in der Strömung. Sie spürte Peters Schulter an ihrer Schulter, nahm die Wärme seiner Wange auf, manchmal streifte eine Strähne seines Haars ihr Gesicht.

Barbara!

Sie zuckt zusammen, Rosina hat sie an der Schulter berührt.

Ich dachte, du schläfst?

Die Geräusche auf Deck halten mich wach, sagt Rosina. Mir scheint, es wird ein Gewitter geben. Ich mache es wie du, liege mit offenen Augen, denke.

An Brasilien?

Rosina seufzt: Wenn wir nur schon dort wären. Ich möchte meinen Kaffeeberg sehen, die Palmen, meine Blockhütte. Und du? Denkst an Ackermann?

Barbara nickt. Man kann den Umriss ihres Gesichts im rötlich düsteren Schein der Petrollampe erkennen.

Der hat bestimmt schon seine Schiffstruhe gepackt, fährt uns mit der Glarner Gruppe nach, sagt Rosina. Im September werden sie in Brasilien ankommen. Du wirst doch in Ibicaba mit ihm und dem Kind zusammenwohnen?

Davatz wird das kaum gestatten. Peter Ackermann hat im Glarnerland Frau und Kind, wenn wir zusammenlebten, sei das unmoralisch. Das neue Leben, hat Davatz gesagt, müsse ohne Sünde sein.

Rosina lacht. In Brasilien gibt es keinen Pfarrer. Keinen evangelischen, wenigstens. Da muss Davatz ein Auge zudrücken oder zwei ... Du freust dich doch, dass Ackermann nachkommt?

Ich glaube schon.

Nach einer Pause fügt Barbara bei, vorstellen könne sie es sich nicht. Seit fünf Jahren habe sie gelernt, sich selbstständig durchzuschlagen; mit einer gemeinsamen Zukunft habe sie nicht mehr gerechnet.

Rosina schweigt. Barbara lauscht auf das Knarren der Planken, das Knacken der Mastbäume, das Sirren des Windes in der Takelage. Eine unruhige Nacht.

Von Peters Absicht, sich einer Glarner Auswanderergruppe anzuschliessen, hatte Barbara erst am Heiligen Abend erfahren.

Es war ein aussergewöhnlich lauer Tag gewesen, kaum Schnee auf den Feldern. Nach dem Einnachten hatte es geklopft, und weil sie in der Stube den Weihnachtsbaum schmückte, war Jakob an die Tür gegangen.

Mutter, komm!, hatte er gerufen und mit den Fäusten an die verriegelte Stubentür getrommelt, ein Mann ist draussen! Im schwachen Schein der Lampe stand Peter.

»Das ist der Vater, Jakob, hast du ihn nicht erkannt?«

Der Kleine schüttelte den Kopf, schaute ungläubig zu dem Mann auf. Das letzte Mal, im Sommer, hatte sich ihm sein Gesicht anders eingepägt: lachend, braun gebrannt, mit hellem Haar. So hatte er das Bild bewahrt, unversehrt hatte es die Herbststürme und den ersten Schnee überdauert. Jetzt sah der Vater aus wie irgendein Fabrikarbeiter: abgezehrt, bleich, das Haar schmutzig gelb, strähnig.

Er könne in die Stube kommen, sagte Barbara, Frau Ellmer, die Vermieterin, feiere Weihnachten bei ihrer Tochter im Nachbardorf.

In der Stube stand ein Bäumchen, Watteflocken waren darauf gezupft, ein paar Kerzen aufgesteckt, am Boden standen Maria, Josef, das Kind in der Krippe. Die Krippe gehörte der Frau Kirchenvogt Ellmer. Jakob jauchzte, als er sie sah, klammerte sich, das Weihnachtsglück mit dem Vater in Zusammenhang bringend, an sein Hosenbein.

Peter griff gerührt in die Tasche, wickelte aus dem Nastuch eine hölzerne Kuh. Er habe sie für Jakob geschnitzt, nachts, nach den vierzehn Stunden in der Druckerei.

Während Jakob das Kühlein scheu betastete, mit dem Finger an die Spitzen der braun angemalten Hörner stupste, eröffnete Peter seinen Auswanderungsplan. Es sei ihm ernst. Ende Juni reise er ab. Auch für ihn komme es überraschend, einer aus Haslen habe den Mut verloren mitzugehen, da habe er in die Lücke springen können.

Wir sehen uns in Brasilien, Barbara! Er lachte in ihr erstauntes Gesicht.

Hast du denn auch einen Halbpachtvertrag gemacht für die Kaffeeplantage Ibicaba?, fragte sie.

Er nickte. Der Führer der Gruppe habe die Verträge mit dem Hauptagenten Paravicini abgeschlossen, die Auswandererblätter und andere Zeitungen seien ja seit Monaten voll mit Inseraten. Dort drüben wird alles anders sein, hatte er gesagt. Auch mit uns, Barbara.

Wieder eines dieser Versprechen, die das Blaue vom Himmel holten? Wie in Haslen, als er gesagt hatte, nach der Geburt des Kindes würden sie zusammen wohnen, eine Gemeinschaft sein, Vater, Mutter, Kind?

Auch damals war es Weihnachtszeit gewesen. In der Kirche unter der Kanzel, die Krippe. Maria, Josef, das Jesuskind. Diese Innigkeit in den dreien, im Schutze des Stalls.

Auch ihr hätte eine Höhle, eine elende Hütte genügt. Auf Stroh schlafen, warum nicht? Hauptsache, Peter und sie gehörten zusammen.

Dass Peter damals sein Versprechen nicht hatte einlösen können, hatte sie ihm nicht nachgetragen. Die Verhältnisse liessen es nicht zu. Da war der Vorarbeiter, der mit Entlassung drohte. Die Hausbesitzer, die ihnen kein Zimmer geben wollten: einem sündigen Paar. Die Schikanen der Leute, ihr Gerede.

In Brasilien wird alles anders. Freust du dich, Barbara? Er hatte sie an sich gedrückt, bis ihr der Atem wegblieb. Sie spürte, wie ihr Herz wieder seine alten, verrückten Sprünge machte. Er hielt sie eine Weile an sich gepresst, an den fadenscheinigen Loden seines Mantels, dem der Wirtshausdunst nach Tabak und Schnaps entströmte.

»In der Nacht vom 16. auf den 17. Mai stellte sich gegen Mitternacht plötzlich ein Gewitter mit sehr heftigem Regen und etwas Wind ein. Am Morgen lagen wir bei völliger Windstille bei dunkler, schwüler Luft (der Thermometer stand morgens auf +20 Grad, mittags auf +22 und abends auf +21 Grad Reaumur) und unter entsetzlichen Regenschauern auf der ganz ruhigen See unter dem 6. Grad nördlicher Breite ...«

Davatz legte die Feder weg, blickte von seinem Wachstumheft auf. Wie schon einige Male auf der Überfahrt befahl ihn ein fast schmerzhaftes Gefühl von Verlorenheit.

»Ihr rennt einer Utopie nach, Davatz«, hatte Pfarrer Seifert, ein Gegner der Auswanderung, noch im Februar aus dem Toggenburg geschrieben und den Psalm 37.3 zitiert: »Hoffe auf den Herrn und thue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich.«

Davatz hatte in der Bibliothek in Chur im Wörterbuch nachgeschlagen: Utopie kam vom griechischen U-topos, das hiess Nicht-Ort.

Ein Regenschauer wischte über das Bullauge, machte die Scheibe blind. Auch vom Deck aus hatte Davatz an diesem Morgen das Meer nicht gesehen, das Schiff schien stecken geblieben zu sein in wattigem Dunst.

Verloren im Nicht-Ort. Auf dem weissen Fleck zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Das Auge findet keinen Halt mehr; die Imagination kann sich an nichts mehr entzünden.

War es nicht vermessen gewesen, dem Greif- und Sichtbaren den Rücken zu kehren?

Dieser geheime Drang nach Veränderung. Sein ganzes bisheriges Leben hatte er es gespürt, das Pochen, Kreisen der Gedanken, die nagende Ungeduld.

In Beuggen, in der Armenlehreranstalt, hatte es begonnen, dann war es stärker geworden im Lehramt in Freienstein, Fideris, zuletzt in Fanas.

Diese stumpfen Tage. Wie die Schulbänke zu dösen schienen in der schummrigen Wärme des Kachelofens. Im März, gegen Ende des Schuljahrs, war mit den grösseren Schülern kaum mehr etwas anzufangen.

Ein Zittern lief durch ihn, wenn er vorne an der Rechentabelle stand, ihre stumpfen Blicke sich auf seiner Gestalt vereinten. Ihm war, als schwände unter diesen Blicken seine Lebenskraft, frühzeitig müsse er, täglich so vor den Bänken stehend, verdorren.

Er drehte den Schülern den Rücken zu, schaute auf die Pestalozzische Einheitstabelle, der Stecken in seiner Hand tippte auf die oberste Zahl.

Cyprian, du!

Das Meerrohr federte.

In seinem Rücken rührte sich nichts.

Subtrahieren sollst du!

Jetzt ging ein Kichern los, Flüsterworte.

Davatz drehte sich um. Cyprian sass stumm in der vordersten Bank, der Kopf mit dem offenen Mund war zur Seite gefallen, die nackten Füsse, an denen Kuhmist klebte, schauten unter der Bank hervor.

Zornig liess der Lehrer sein Meerrohr auf die Tischplatte sausen.

Cyprian erwachte, kratzte seinen grindigen Kopf. Zwinkerblicke. Wie ein Maulwurf, flüsterte einer. Die andern lachten.

Wann bist du heute aufgestanden?

Um vier.

Und was hast du getan in der Früh?

Den Stall gemistet. Gemolken. Und Feuer gemacht, weil die Mutter ...

Davatz winkte ab. Schon seit Langem hatte er sich vorgenommen, bei Rieder vorzusprechen. In der Armenkommission, deren Mitglied Davatz war, hatte es die Runde gemacht: Beim Rieder herrscht eine Lotterordnung, dass es Gott erbarm.

Auf dem Flur läutete Kollege Pollett die Schulglocke. Leben kam in die Schüler, nach dem Schulgebet drängten sie lärmend und einander stossend aus dem Zimmer. Davatz schloss hinter ihnen die Tür.

Mit einem Seufzer der Erleichterung setzte er sich an sein Katheder, diesmal vor leeren Bänken, Stösse von unkorrigierten Heften vor sich. Die Schatten der Häuser, gegenüber an der Dorfgasse, machten das Schulzimmer vorzeitig dämmerig. Vom Sägewerk hörte er das Geräusch der Sägeblätter, ein grelles Kreischen, das seinen Schulalltag begleitete. Er griff nach dem obersten Diktatheft, aber die Schrift, die aussah wie gestrickt, liederlich locker, mit tintigen Verdickungen, Blössen wie von Fallmaschen, verschwamm unter seinen Augen.

Eine jähe Angst hatte ihn gepackt, für immer hängen zu bleiben in dieser dämmerigen, wie von Spinnweben verhängten Schulstube. Ausgeliefert bis an sein Ende diesen ereignislosen Tagen.

Unbemerkt war seine Frau hereingekommen, die Hände reibend, hatte sie sich hinter den Stoss der unkorrigierten Hefte gestellt.

Sie wisse nicht, was kochen.

Wie immer, wenn sie dem Weinen nahe war, flatterten ihre Augenlider.

Kartoffeln, murmelte er abwesend.

Die faulten, sagte sie. Von den besseren hätten sie im Keller noch höchstens fünfzehn Kilo. Zudem sollte sie noch welche als Saatkartoffeln übrig lassen.

Dann also Mais ...

Da schoss Zornröte in ihre Wangen. Der Türken sei, seit den schlechten Kartoffelernten, im Preis gestiegen, sagte sie heftig. Geld habe sie keines mehr in der Schublade, und anschreiben zu lassen gehöre sich nicht, habe er selbst gesagt.

Ob er nicht einen Brief schreiben könne an seinen Oheim Gasner in Chiavenna, der in Diensten stehe beim Landammann von Planta? In Chiavenna komme man billiger zu einem Sack Türkenmehl, man könne ihn ja dem Churer Botenmitgeben. So ein Brief brauche Zeit, sagte Davatz. Mit so einer Bitte könne man, wenn man sonst wenig miteinander korrespondiere, nicht einfach hereinplatzen.

Jaja, er wolle es tun, meinte er schliesslich, auf die Mundwinkel seiner Frau schauend, die jetzt wie die Augenlider zu zittern begannen. Als sie gegangen war, riss er eines der Fenster auf. In der Sägerei drehte sich das Wasserrad, die mechanisch betriebenen Sägeblätter fuhren zischend durch den Stamm. Eine Wolke von Holzmehl wehte herein, legte sich als weisslicher Belag auf das Nussbaumholz des Harmoniums. Davatz schloss das Fenster, holte aus seinem Pult einen Briefbogen hervor, begann:

»Lieber Oheim Jakob!

Es wäre hohe Zeit, dir wieder einmal zu schreiben, wenn ich auch kein besonderes Geschäft hätte, das mich dazu veranlasst: ich gestehe aber zum Voraus aufrichtig, dass mein Schreiben heute noch ausgeblieben wäre, wenn eben nicht ein besonderer Umstand mich dazu triebe.

Davatz' Kopf erschien über dem Salzfass, im Mondlicht ein verlorenes Lächeln um den Mund.

Der Ochsenkarren fuhr ohne Begleitung weiter. Zwei aneinanderrückende Hügelzüge schienen den Weg zu verschlucken. Es kam Davatz vor, als habe Brasilien ihn, einen unverdaulichen Brocken, ausgespuckt, vor ihm die Gegend von Landquart, die Felsspalte, wie an jenem Ostersonntag 1855, als habe er sich die ganze Zeit nur am Ort bewegt.

Nachbemerkungen

Noch in Rio de Janeiro, wo Thomas Davatz auf die Ankunft seiner Familie wartete, begann er einen Bericht über Missstände und die Revolte auf Ibicaba zu schreiben. Diese Aufzeichnungen wurden nach seiner Rückkehr in Chur gedruckt und von den Kantonsregierungen beachtet.

Auch in den deutschen Staaten wurde die Broschüre mit Interesse gelesen. In der norddeutschen Presse kam eine lebhafte Diskussion in Gang; Preussen verbot die Auswanderung nach Brasilien. Der Deutsche Bundestag beschäftigte sich mit der Frage der Parceria-Kolonisten.

Auf Heussers Bericht hin ging im November 1857 eine scharfe bundesrätliche Note an die brasilianische Regierung. Die Antwort zögerte sich hinaus, schliesslich liess die kaiserliche Regierung wissen, sie sehe keinen Anlass, in diese private Angelegenheit einzugreifen.

Ende 1857 ging die Zeitung »Der Kolonist« ein, im letzten Quartal hatte sie den Namen »Neues Schweizerisches Auswanderungsblatt« bekommen. Paravicini wanderte mit seiner Familie nach Brasilien aus und wurde Plantagenbesitzer.

Als die Rückzahlungen der Reisevorschüsse an die Gemeinden weiterhin ausblieben – schon von 1857 an hatte das Haus Vergueiro die Raten nicht bezahlt –, schickte der Bundesrat den Naturwissenschaftler Johann Jakob Tschudi zu Verhandlungen nach Brasilien. Preussen und Österreich sicherten dem Gesandten ihre Unterstützung zu.

Der Erfolg der Mission war gering; Jozé Vergueiro hatte dem Abgeordneten keinen Einblick in die Kolonien gestattet.

Seit Heussers Abreise hatte sich die Situation der Kolonisten auf Ibicaba und Angelica kaum verbessert, Jozé Vergueiro hatte seine Versprechungen nicht eingehalten. Noch waren die meisten Kolonisten durch ihre Schulden an den Herrn gebunden.

Konsul Emile Raffard, Davids Nachfolger in Rio de Janeiro, und Vizekonsul Krug in Campinas baten die schweizerischen Gemeinden, die Vorschüsse zu schenken, damit die Kolonisten ausgelöst werden könnten.

Aber der Bundesrat, der dem Haus Vergueiro nichts schenken wollte, eröffnete den Prozess, 1865 liess es Jozé Vergueiro zum Konkurs kommen. Somit entzog sich die Firma, die an öffentlichem Einfluss nichts eingebüsst hatte, den Zahlungsverpflichtungen. Erst jetzt, wo das Geld verloren war, erliessen die Gemeinden die Schuld, dank der Schenkungsurkunden konnten 1866 die Kolonisten Ibicaba und Angelica endgültig verlassen.

Spuren ehemaliger Parcereiros sind spärlich zu finden: Ein Drittel der Familien starb bis zur dritten Generation aus. Die meisten fristeten eine karge Existenz als Landarbeiter oder Angestellte in der Kleinstadt, wenige gelangten zu Wohlstand.

1888 gründeten ehemalige Kolonisten aus Obwalden die heute noch bestehende Siedlung Helvetia.

Auf dem Dreimaster »Petropolis« fuhr Thomas Davatz mit seiner Familie nach Europa zurück, die Schweizerische Hilfsgesellschaft in Rio de Janeiro bestritt die Fahrkosten. Nach seiner Rückkehr fand er keine Anstellung mehr im heimatlichen Tal. Die Sorge um das Brot für seine grosse Familie liess ihn in Landquart, vor der Klus, das Amt des Bahn- und Postverwalters übernehmen.

In seinem Todesjahr, 1888, hob die Zentralregierung Brasiliens die Sklaverei auf.